In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 108. Posen, den 29. Oktober 1927. Nr. 108.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

27. Fortsetzung.

Plötzlich aber war es, als ob die zarte Frau ein stärkerer, mächtiger Geist erfaßte; halb kniend und ihn mit ihren Armen umfangend, rief sie ihm begeistert zu: „Beethoven! Nein, so darf Ihr größtes Werk, so dürfen Sie selbst nicht untergehen! Das will Gott nicht, der die Klänge reinster Schönheit in Ihre Seele gelegt — das will der Geist Ihrer Mutter nicht, der in diesem Augenblick durch mich mahnend zu Ihnen fleht — Beethoven, es muß sein! Geben Sie nach! Tun Sie's zum Gedächtnis an Ihre Mutter! Tun Sie's für mich, für Ihre einzige, Ihre treueste Freundin!"

Der große Künstler mit dem an olympische Erhabenheit mahnenden Haupte stand lange vor der engelsbleichen Verehrerin seiner Muse, dann strich er mit seiner Hand das herabwallende Lockenhaar aus dem Gesicht, als ob ein schöner Traum durch seine Seele zöge, und, den Blick voll Rührung gegen den Himmel gerichtet, rief er schluchzend: „Ich will's — will alles — alles tun; für Sie — für meine Mutter!" Dabei zog er die Fürstin mit Ehrfurcht zu sich empor und reichte die Hand dem Fürsten, wie zum Gelöbnis. Die Sänger aber umstanden die Gruppe mit ernster Rührung, denn sie alle fühlten schon damals die Bedeutung des großen Augenblickes.

Es wurde von diesem Moment an kein Wort mehr von der Oper gesprochen — alle waren erschöpft, und Röckel konnte wohl sagen, daß er mit Mayer einen durchaus nicht schwer verständlichen Erlösungsblick wechselte, als Bediente die weiten Flügeltüren des Speisesaales öffneten die Gesellschaft sich endlich dort an reichbesetzten Tafeln niederließ, um das Souper einzunehmen. Wahrscheinlich nicht ganz zufällig mußte Röckel Beethoven gegenübersitzen, der, im Geiste wohl noch bei seiner Oper verweilend, auffällig wenig aß, während der Sänger, vom ärgsten Hunger gequält, den ersten Gang mit einer ans Komische grenzenden Hast verschlungen hatte. Lächelnd zeigte Beethoven auf Röckels leeren Teller: „Sie haben ja die Speise verschlungen wie ein Wolf — was haben Sie denn gegessen?"

„Ich hatte solchen Hunger," antwortete Röckel, „daß ich in der Tat nicht acht gab, was ich aß."

„Darum haben Sie auch vorhin die Florestan-Partie, den Mann im Hungerturm, so meisterhaft und mit so viel Naturtreue wiedergegeben; das Verdienst trifft also weder Ihre Stimme noch Ihren Kopf, sondern lediglich Ihren Magen. Nun, so hungern Sie nur immer recht brav vor der Vorstellug, dann wird uns der Erfolg nicht fehlen."

Alles an der Tafel lachte und freute sich wohl mehr darüber, daß Beethoven überhaupt wieder einen Scherz gemacht, als über den letzteren selbst.

Als die Gäste das fürstliche Palais verließen, sprach Beethoven noch zu Röckel: „An Ihrer Partie habe ich am wenigsten zu ändern; kommen Sie daher in den nächsten Tagen in meine Wohnung, um dieselbe abzuholen, ich werde sie Ihnen selbst ausschreiben."

Wenige Tage später meldete Röckel sich in seinem Vorzimmer; ein ältlicher Diener wußte nicht, was er mit ihm machen sollte, da sein Herr sich gerade wusch. Röckel hörte dieses an dem Rieseln des Wassers, welches der edle Sonderling in förmlichen Bächen über sich hinweggoß, dabei stieß er ein gebrüllartiges Stöhnen aus, das bei ihm ein Ausbruch der Behaglichkeit zu sein schien. Auf des alten Dieners unfreundlicher Stirn glaubte er die Worte: „Melden oder fortschicken?" in mürrischen, faltenreichen Buchstaben zu lesen; dann aber fragte er plötzlich: „Wen habe ich die Ehre —?"

Er nannte seinen Namen: „Josef Röckel."

„Ja, schauen S'," meinte der gute Diener, „da hab' ich halt Befehl zu melden."

Er ging und öffnete gleich darauf die Tür. Röckel trat ein in die vom höchsten Genius geweihte Stätte. Sie sah fast dürftig aus, und es schien ihr jeglicher Ordnungssinn ewig fern geblieben zu sein. Dort in der Ecke ein geöffneter Flügel, mit Notenheften im wildesten Durcheinander belastet. Hier auf einem Stuhle ein Stück Eroica; die einzelnen Partien aus der ihn beschäftigenden Oper teilweise auf anderen Stühlen, teilweise auch auf und unter dem Tische, welcher in der Mitte der Stube stand, und zwischen Kammermusikwerken, Klaviertrios und Sinfonieskizzen mitten drin der mächtige Waschapparat, an welchem der Meister beschäftigt war, seine stark gebaute Brust mit der kalten Flut zu bespülen. Er empfing ihn ohne die geringsten Umstände, und Röckel hatte Gelegenheit, Beethovens mächtige Muskulatur und seinen starken Gliederbau zu bewundern. Nach diesem durfte man dem Komponisten das Alter eines Methusalem versprechen, und es mußte ein gewaltiger feindseliger Einfluß sein, der diese starke Säule so frühzeitig zu brechen vermochte.

Leutselig begrüßte ihn Beethoven mit zufriedenem Lächeln und erzählte ihm, während er sich dabei ankleidete, mit welcher Mühe er eigenhändig die Stimme aus der unleserlichen Partitur geschrieben, damit er sie recht schnell und durchaus korrekt erhalten sollte.

Wenige Wochen später hatten auch schon die übrigen Opernmitglieder ihre Partien der neuen Bearbeitung in Händen. Sie staunten alle über die Arbeitskraft Beethovens, der in so kurzer Zeit die Umgestaltung seines genialen Werkes vollendet hatte, daß sie es bereits am 29. März 1806, also kaum vier Monate nach seiner ersten kurzen Bühnenexistenz, wiederum im Theater an der Wien, diesmal aber vor einem behaglicheren „wienerischen" Publikum, zur Aufführung brachten.

Dem Komponisten war von der Direktion Tantieme, Röckel, weil er die eigentlich außer seinem bisherigen Spielfache liegende große Partie so bereitwillig übernommen hatte, ein Extrahonorar zugesichert. Die Künstler gaben sich alle mögliche Mühe, dem Werke Erfolg zu verschaffen, und wenn dies nicht gleich beim erstenmal vollständig gelang, so war bei der zweiten und dritten Wiederholung das Theater bedeutend mehr besucht, und selbst die Kritik ließ dem Werke jetzt einige, wenn auch nicht alle Gerechtigkeit widerfahren.

Ja, es hatte besser gefallen, aber immer noch nicht in dem Maße, wie ein über alles bisher Gehörte sich so weit erhebendes Kunstwerk gefallen mußte; das sah man an dem immer noch nicht ganz gefüllten Hause ebenso, wie Beethoven an seiner Tantieme, über deren geringen Ertrag er sich gerade beim Hofbankier Braun beschwerte, als Röckel am Tage nach der dritten Vorstellung (der neuen Bearbeitung) sein Spielhonorar bei letzterem in Empfang nehmen wollte. Während er nämlich im Vorzimmer zum Geschäftsbureau des Barons zufällig warten mußte, hörte er einem heftigen Streite zu, den derselbe im Nebenzimmer mit dem erzürnten Komponisten hatte. Beethoven war mißtrauisch und glaubte seinen Anteil am Reingewinn größer, als ihm der Hofbankier, welcher gleichzeitig das Theater an der Wien leitete, ausbezahlt hatte; dieser aber bemerkte, daß Beethoven der erste Komponist sei, den die Direktion in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste mit in Teilung gehen ließ, und erklärte ihm den Ausfall in der Kasse dadurch, daß wohl die Logen und Sperrsitze alle besetzt gewesen wären, nicht aber die Plätze, in welchen des Volkes dichtgedrängte Massen eine Einnahme wie bei den Mozartschen Opern ergeben hätten, wobei er betonte, daß Beethovens Musik bis jetzt sich nur bei den gebildeten Ständen Eingang verschafft, während Mozart mit seinen Opern jedesmal gleich das ganze Volk, die Menge begeistert hätte. Beethoven rannte aufgebracht durch das Zimmer und schrie laut:

„Ich schreibe nicht für die „Menge“ — ich schreibe für die „Gebildeten“.“

„Diese allein füllen uns aber nicht das Theater,“ versetzte der Baron wieder mit Ruhe, „zu unseren Einnahmen brauchen wir die „Menge“, und Sie haben sich, da Sie in Ihrer Musik dieser einmal keine Konzessionen machen wollten, die geringere Tantieme somit selbst zuzuschreiben. Hätten wir Mozart einen gleichen Anteil von dem Ertrage seiner Opern ausbezahlt, er würde reich geworden sein.“

Dieser nachteilige Vergleich mit seinem berühmten Vorgänger schien Beethoven auf das empfindlichste zu berühren. Ohne ein Wort weiter darauf zu antworten, sprang er auf und rief im heftigen Zorn:

„Geben Sie mir meine Partitur zurück!“

Der Baron stand zögernd und starrte, wie vom Schlage gerührt, in das glühende Gesicht des erzürnten Komponisten, er aber wiederholte mit furchtbarer Leidenschaft:

„Ich will meine Partitur — auf der Stelle meine Partitur!“

Der Baron zog die Glocke; ein Diener trat ein.

„Die Partitur der gestrigen Oper für diesen Herrn,“ sagte der erstere vornehm, und der Bediente holte dieselbe schleunigst herbei. „Es tut mir leid,“ fuhr hierauf der Kavalier fort, „allein ich denke, daß Sie bei ruhigerer Ueberlegung . . .“

Beethoven hörte jedoch diese Worte nicht mehr; er hatte den riesenhaften Band dem Diener aus der Hand gerissen und rannte damit, ohne Röckel im Eifer zu bemerken, durch das Vorzimmer und die Treppe hinab.

Als der Baron den Sänger wenige Minuten darauf empfing, konnte der ernste Mann ein leises Beben nicht verbergen; er schien zu fühlen, welch einen kostbaren Schatz er aus der Hand gegeben hatte. Verstimmt sprach er zu Röckel:

„Beethoven war gereizt und übereilt; Sie haben Einfluß auf ihn; bieten Sie alles auf — machen Sie ihm jede Versprechung in meinem Namen, unserer Bühne sein Werk zu erhalten.“

Röckel beurlaubte sich und eilte dem zürnenden Meister nach in sein Tuskulum. Allein umsonst — er wollte kein Wort der Beruhigung hören: die zweite Bearbeitung des „Fidelio“ verschloß bereits der Notenschrank, aus welchem das Meisterwerk erst nach siebzehn Jahren durch die jugendliche Schröder-Devrient unter den Spinnweben der Vergessenheit aus seinem unverdienten Archivgrabe wie ein Phönix hervorgezaubert wurde.

Im Jahre 1823 ging der neue Stern am Theaterhimmel auf, und seit damals gehört Beethovens „Fidelio“ zum ewigen und unvergänglichen Besitzstand der Opernwelt, das in ihm sein kostbarstes Meisterwerk besitzt und dessen anfängliches Mißgeschick der Oper drei Ouvertüren gegeben hat, die zu dem herrlichsten gehören, das Beethoven geschaffen hat . . .

XI.

Im Schloß von Martonvasar.

Mit der Neuaufführung seines „Fidelio“ war über Beethoven eine gewisse Ruhe und Ausgeglichenheit gekommen, die sich in seinem ganzen Wesen und in seinem Verkehr ausdrückte. Seine Brüder Karl und Johann, die ihn selten genug besuchten, kamen in dieser Zeit mit ihm gut aus, sein Freund Zmeskall erfreute sich nach wie vor seiner vollen Zuneigung, und Gräfin Therese Brunswick, die seit jeher eine tiefe Neigung und volle Sympathie für ihn gehegt, kam ihm immer so liebevoll und hingebend entgegen, als sie es nur mit ihrer adeligen Würde und inneren Vornehmheit vereinigen konnte.

Beethoven lechzte nach Liebe. Sein Geist war immer beschäftigt, aber sein Herz war und blieb leer, obwohl er für seine gräfliche Schülerin mehr denn je schwärmte. So oft er an ihrer Seite am Klavier saß, packte es ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Therese seine Liebe zu gestehen, aber immer wenn sein Geständnis über die Lippen wollte, hielt es ihn davon mit geheimnisvoller Angst zurück. Die Erinnerung an sein Geschick bei Giulietta drückte auf sein Gemüt, wenngleich er ihrer kaum mehr anders gedachte, als wie an einen verflossenen schönen Traum, dessen prosaisches Ende in Giuliettas Ehe mit dem Grafen Gallenberg lag, die — wie man hörte — nicht allzu glücklich geworden war. Das junge Ehepaar war zunächst auf einige Jahre nach Italien gegangen, wo Graf Gallenberg einige Ballette komponiert hatte und aufführen ließ, dann waren sie nach Wien zurückgekehrt und Graf Gallenberg wurde dank seiner guten Verbindungen Vorsitzender des Opernkomitees im Kärntnertor-Theater, um dann für einige Zeit dessen Direktor zu werden. Beethoven war damit diese Bühne für seine Werke versperrt, doch das verschlug ihm nichts — ihn bedrückte die Tatsache mehr, daß die Gräfin Giulietta Gallenberg wie mit einem Schleier der Melancholie umhüllt schien und freudlos dahinlebte — wie auch er selbst . . .

(Fortsetzung folgt.)

:leine Lügen.

Dialog.

Von Hermann Ungar.

Er, Sie. (Er sitzt am Schreibtisch. — Sie tritt ein. Vom Ausgehen gerötet. Betont lebhaft.)

Sie: Du bist zu Hause? Ich dachte, daß du heute im Klub bist. — Guten Abend! — Schade, daß du mir das nicht gesagt hast. Ich hätte den Wagen gut brauchen können. Wie lange bist du da?

Er: Eine Stunde, Liebling.

Sie: Du Armer! Eine Stunde! O Gott, man hat dir keinen Tee gegeben! Ich konnte doch nicht ahnen, daß du schon da bist.

Er: Zu Fuß gegangen?

Sie: Ja. Das Wetter ist doch so herrlich. Ich habe mir Schaufenster angesehen. Ueberall wundervolle neue Sachen. Man zeigt schon die Frühlingsmoden. Du mußt morgen mit mir gehen, ja, versprichst du es mir?

Er (sieht sie lange an).

Sie (rückt den Hut zurecht, zieht den Spiegel aus der Tasche): Was siehst du mich so an? Was ist denn los? Geh, du bist komisch! Aergerst du dich, daß ich nicht zu Hause war, du . . . (sie neigt sich über ihn. Er wehrt höflich ab.) Bitte! Nur keinen Zwang. Ist dem Herrn etwas über die Leber gekrochen? Gott, ich kann doch nicht ahnen, daß du heute aus dem Büro nicht in den Klub gehen wirst, aber mir kann es recht sein, bitte! Ich werde dich gewiß nicht mit Zärtlichkeiten belästigen.

Er: Ich verstehe deine Aufregung nicht. Sonderbar . . .

Sie: Ich . . . ich aufgeregt . . . hahaha . . . Du bist aufgeregt, mein Kind, weil ich nicht dasitze und warte, bis der gnädige Herr kommt. Das gute Weib! Gott, was ist das für ein Leben, das ich führe! Zu Hause sitzen und warten, immer nur warten! — Aufgeregt, sehr gut, warum sollte ich aufgeregt sein . . . Was sind das für Einfälle . . . Da ist gar nichts sonderbar, mein Lieber. Ich wäre dir dankbar, wenn du mir sagen würdest, was du da sonderbar findest.

Er: Vor allem — wie gesagt — deine Aufregung, Liebling.

Sie: Vor allem! Und dann . . . Es folgt doch etwas nach, wenn ich richtig verstehe.

Er: Nun, eine Kleinigkeit. Eine optische Merkwürdigkeit, sozusagen.

Sie: Optische? Ich verstehe wirklich nicht mehr! Du bist
krank, sehr krank! (Sie hat sich gesetzt.) Ich bin ernstlich besorgt.
Aber erkläre dich näher, was für eine optische Merkwürdigkeit ...
hahaha!

Er: Bitte, gern. Du sagtest doch: „Zu Fuß gegangen“, war
es nicht so? Und mir war, als ob ich dich vom Fenster aus aus
einem Auto ...

Sie: So, war dir so? Das ist ja herrlich! Also, ich soll wohl
bis hierher zu Fuß laufen? Bei diesem Wetter! Der Herr fährt
in seinem 80 PS-Wagen, und ich soll mir die Lunge aus dem Leib
rennen.

Er: Habe ich das je verlangt, Liebling?

Sie: Es wäre mir auch im höchsten Maße gleichgültig, wenn
du es verlangt hättest, mein Freund. Ich habe mir ein Auto
genommen, an der Uhlandstraße, wenn du es genau wissen willst,
es hat zwei Mark sechzig gekostet bis hierher.

Er: Wieso weißt du das?

Sie: Woher wird sie das wissen, die Kleine? Nun, denke
doch, denke mal angestrengt nach, woher! Ich will das Geheimnis
verraten. Beim Aussteigen zahlte ich. Ich gab fünf Mark, und
der Schofför gab mir zwei Mark vierzig heraus. Ich habe ihm
zwanzig Pfennig als besonderes Trinkgeld gegeben. Bist du
zufrieden?

Er: Merkwürdig! Wie das Auge mich getäuscht hat! Ich
sah dich die Tür des Autos zuschlagen und geradewegs auf das
Haus zugehen.

Sie: Dieser Scharfsinn! Ich habe durch das Fenster gezahlt,
mein Geliebter. Ich liebe es nicht, auf der Straße zu stehen und
zu warten.

Er: Oh, verzeih! Ich habe an diese Möglichkeit nicht ge-
dacht, wirklich! Aber diese Schofföre sind auch zu dumm. Kein
Wunder, wenn sie auf keinen grünen Zweig kommen.

Sie: Die Schofföre?

Er: Warum hat er denn den Taxameter nicht wieder auf
„Frei“ gestellt? Er fuhr weiter, ohne umzuschalten. Ich konnte
es genau sehen. Bei „Frei“ leuchten die beiden kleinen Laternen
links und rechts vom Schofför auf. Der Wagen wendete an der
nächsten Ecke und fuhr auf der anderen Seite der Straße noch
einmal an mir vorbei, ich konnte ihn also noch einmal sehen.

Sie: Ein Verhör! ... Das geht zu weit! Ich lasse mir das
einfach nicht bieten. Verstanden? Ich verlange, daß man mir
glaubt!

Er: Was denn, daß du zu Fuß nach Haus gegangen bist?

Sie: Ich bitte: keine Ironie! Ich weiß nicht, wer von uns
beiden mehr Grund hat, ironisch zu werden! Ich lasse keines-
falls ein Verhör mit mir anstellen (mit tiefster Verachtung in der
Stimme): Detektiv!

Er: Ich habe nicht die Absicht, dich zu verhören, mein Lieb-
ling. Aber gehört besondere Detektivbegabung dazu, anzuneh-
men, daß du nicht allein im Auto warst?

Sie: Großartig! Ich bin nicht allein im Auto gewesen!
Selbstverständlich nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich das ver-
heimlichen sollte.

Er: Ich auch nicht, mein Liebling. Das ist es ja gerade,
was ich nicht einsehe.

Sie: Ich habe Edwin unterwegs getroffen, er hat mich, mich
nach Hause bringen zu dürfen. Ich verstehe dich nicht, wirklich
nicht ... Du warst doch sonst nicht so. (Sie führt das Taschen-
tuch an die Augen.) Kann es etwas Harmloseres geben, als sich
nach Hause bringen zu lassen, wenn man einen Bekannten trifft,
einen guten Freund? Kann es einen Grund geben, das zu ver-
heimlichen?

Er: Gewiß nicht, wenn es Edwin gewesen ist.

Sie: Ich verbitte mir jeden Zweifel.

Er: Warum? Weil du von vornherein die Wahrheit gesagt
hast?

Sie: Du bist komisch. Du siehst doch, daß ich nun nicht mehr
lüge!

Er: Du kannst ganz ruhig sein. Ich habe in das Innere des
Autos nicht hineingesehen. Ich könnte höchstens jetzt Edwin an-
klingeln ...

Sie: Das wirst du nicht tun (sie ist aufgestanden). Das ver-
biete ich dir.

Er: Warum verbietest du es mir?

Sie: ... Ich will verhindern, daß du dich lächerlich machst.
Nichts ist lächerlicher als Eifersucht.

Er: Du brauchst das nicht zu fürchten. Das Gespräch mit
Edwin ist schon überflüssig.

Sie: Das ist wirklich klug. Ich wußte ja ... wirklich, ich
weiß, daß du klug bist, viel, viel klüger als ich, aber weißt du, es
macht mir Spaß, deine Klugheit auf die Probe zu stellen, so mit
kleinen harmlosen Lügen. Aber du bist mir noch immer dahinter
gekommen. Ich bin so stolz auf dich! Du, weißt du, was die
Modefarbe wird, die ausgesprochene Modefarbe: Blau! Was sagst
du dazu?

Der zusammengesetzte Amerikaner.

Heute will es „drüben“ niemand mehr recht wahr haben, und
keiner will die Verantwortung für die ausgezeichnete Idee über-
nehmen, dabei ist's eine sehr lustige Sache und lehrreich außerdem.
Natürlich fing es mit der Einwanderungsquote an. Mit der Ein-
wanderungsquote fängt heute alles in Amerika an, sonst höchstens
noch mit dem Alkohol. Es war ewiger Streit um diese Einwande-
rungsquote. Die einen meinten, es kämen zuviel Deutsche, die
anderen wollten weniger Engländer sehen, den dritten waren's
zuviel Iren, den vierten zuviel Italiener und Polen, kurzum man
konnte keinen Frieden schaffen, denn es gab keine Formel, mit der
man das Problem einfach errechnen konnte. Diese Formel mußte
her! Man kann alles errechnen nach amerikanischer Weltanschauung,
auch den Amerikaner mußte man ausrechnen können. Der Kon-
greß setzte eine Kommission ein, die die Aufgabe hatte, den Ameri-
kaner auszurechnen. In echt amerikanischer Bescheidenheit war
man der Ansicht, daß die Charaktereigenschaften der amerikanischen
Nation so ausgezeichnet und unübertrefflich sind, daß unter keinen
Umständen die geringste Veränderung daran vorgenommen werden
darf. Zu diesem Zweck brauchte man nur die genauen Quantitäten
zu kennen, aus denen der heutige Amerikaner besteht, und diese
Quantitäten an nationaler Einwanderung mußten dem ameri-
kanischen Volke wieder zugeführt werden, dann blieb der hoch-
gepriesene Charakter unverändert. Die Kommission bestand aus
dem Außen-, dem Handels- und dem Arbeitsminister.

Die haben zwar nicht selber gerechnet, aber sie haben das Er-
gebnis zu verantworten. Zunächst zerbrach man sich den Kopf, wer
nun als Einwanderer und wer als Uramerikaner anzusehen sei,
und schließlich setzte man nach langen Diskussionen die Zahl 1790
als die Stichzahl fest, die über das Schicksal von Millionen
von Amerikanern entscheiden sollte. Wessen Vorfahren nämlich vor
1790 schon in Amerika gelebt hatten, der war ein Urameri-
kaner und alles andere war Einwanderung. So kam es, daß
von den fast 95 Millionen Einwohnern, die die Vereinigten
Staaten im Stichjahre 1920 zählten, nur 41 Millionen als Ur-
amerikaner, dagegen die Mehrheit von 53,3 Millionen als Ein-
gewanderte angesehen werden mußten.

Schon das war kein angenehmes Ergebnis, aber es gab kein
Halt auf dem einmal beschrittenen Wege. Diese 53,5 Millionen
wurden nun auf das Genaueste seziert und die Formel für den
Durchschnittsamerikaner wurde nun folgendermaßen berechnet:

Der Durchschnittsamerikaner ist

zu 50 Prozent Engländer,
zu 16⅔ Prozent Deutscher,
zu 10 Prozent Ire,
zu 4 Prozent Italiener,
zu 3½ Prozent Pole,
zu 3½ Prozent Russe,
zu 2½ Prozent Franzose,
zu 2 Prozent Schwede

und im Rest Holländer, Norweger, Tscheche, Oesterreicher, Schweizer,
Däne, Ungar, Südslawe und Spanier ...

Die Formel war geboren und es war eine Kleinigkeit, nun die
Einwanderungsquoten festzusetzen. Aber da besah man das Un-
glück. Es ergaben sich Ziffern, die im schärfsten Widerspruch zu
der bisher geübten Praxis standen, die die Einwanderungsquoten
völlig auf den Kopf stellten, und die wahrscheinlich zum Teil völlig
unerfüllbar waren. Die Engländer, deren Einwanderungsquote
bisher 34 000 im Jahre betrug, hätten plötzlich 73 000 Einwande-
rungsgenehmigungen erhalten müssen. Schon hier ergab sich der
Unsinn, denn es war durchaus wahrscheinlich, daß die Engländer
heute diese Quote keineswegs voll in Anspruch nehmen würden.
Die deutsche Ziffer, die bisher etwas mehr als 51 000 beträgt,
hätte auf fast 23 000 herabgesetzt werden müssen, auch die irische
Ziffer, die 28 000 beträgt, hätte auf 13 800 vermindert werden
müssen. Abgesehen von der französischen hätten alle Ziffern eine
sehr bedeutsame Veränderung erfahren müssen, die überall die
größte Unzufriedenheit zur Folge gehabt hätte. Die Kommission
der drei Minister überreichte zwar diesen auftragsgemäß aus-
gearbeiteten Bericht dem Kongreß, fügte aber ausdrücklich hinzu,
daß sie jede Verantwortung für die Schlußfolge-
rungen ablehne. Die statistischen und historischen Unterlagen
erschienen den Ministern plötzlich von so zweifelhaftem Werte, daß
sie ihnen als Grundlage für die Neuregelung der Einwanderungs-
quoten nicht geeignet erschienen. Nun hatte man eine herrliche
Formel, aber die Fabrikanten erklärten sie für unbrauchbar. Nun
hatte man den Amerikaner genau ausgerechnet und jetzt sollte es
plötzlich nicht stimmen.

Die Formel für den Amerikaner liegt noch immer im Kongreß
und der Streit geht jetzt nur noch darum, ob der Kongreß selber
seine eigene Dummheit erklären soll, oder ob der Präsident Coolidge
es tun soll.

Ein moderner Zauberer.

Der Wunsch der Menschheit geht dahin, hinter die Dinge zu
kommen, d. h. die letzten Zusammenhänge zwischen Leben und Tod
zu erforschen und hinter die Kulissen der Natur zu sehen. Die
kürzlich stattgefundene Versammlung der Vererbungsforscher hat
uns einen tiefen Einblick in die Zusammenhänge der Natur
gestattet. Ganz phantastisch aber sind die Forschungsergebnisse des
indischen Biologen Sir Jagadis Chandra Bose. Dieser Forscher hat
durch systematische Arbeit Ergebnisse und Erkenntnisse erzielt, die
uns bei der Erforschung der Geheimnisse der Natur um ein ge-
waltiges Wegstück vorwärts bringen.

Jagadis Chandra Bose hat behauptet, daß die Pflanze über
ein gleiches Nervensystem wie der Mensch verfügt, d. h. nach
seinen Behauptungen soll die Pflanze ein Herz, Nerven- und
Gehirnstränge, Lungenflügel usw. besitzen, genau wie der Mensch.
Diese Behauptungen hat Bose dadurch zu beweisen versucht, daß
gewisse Chemikalien auf Mensch und Pflanze ein und dieselbe
Wirkung ausüben. So hat er u. a. vor einem kritischen Audi-
torium von Wissenschaftlern eine Mimose betrunken gemacht, nar-
kotisiert und wieder ins Wachleben zurückgerufen. Es gelang ihm
der Beweis, daß Pflanzen genau so den Schlaf kennen, wie die
Menschen, daß während der Schlafzeit der Pflanzen ihre Sinnes-
tätigkeit nachläßt, daß bei einer Ueberanspannung der Nerven-

Tätigkeit der Pflanze, diese an Reaktionsfähigkeit verlieren und überhaupt die Tätigkeit ihrer Organismen der menschlichen absolut gleicht. Um diese Beweise auch sinnfällig führen zu können, hat Yagadis Chandra Bose Meßinstrumente konstruiert, die die Tätigkeit der Pflanzennerven beweisen sollen.

Mit diesen Experimenten versucht der große indische Forscher allerdings nichts anderes, als die auch von anderen Gelehrten seit langem gehegte Vermutung, daß alles organische Leben der Natur den gleichen Gesetzen gehorcht. Seine neueste Entdeckung grenzt freilich an das Utopische. Er sagt nämlich, daß auch das anorganische Leben, z. B. die Metalle, den gleichen Gesetzen unterworfen sind, und also gar nicht anorganische, leblose Wesen sein können. Genau so, wie Pflanzen und Menschen Nervenstränge haben, die durch Ueberanstrengung ermüden, erschlaffen oder durch Narkotika aufgepeitscht werden können, genau so sei dies mit Metallen möglich, wie Yagadis Chandra Bose durch zahlreiche Experimente an einem Metallstab zu beweisen sucht.

Wir glauben nicht, daß sich diese Apothesen je bewahrheiten werden, doch bringen seine Forschungen soviel Anregung auf allen möglichen Gebieten, daß wir diesen Mann getrost als eines der merkwürdigsten Phänomen unserer Zeit bezeichnen können.

Was Klein-Hilde aus ihrem Leben erzählt.

Neulich hatten wir Geographiestunde und nahmen Schweden durch. Der Lehrer sagte: „Da Schweden eine so große Ausdehnung in nord-südlicher Richtung hat, leben die Schweden in den verschiedenen Landesteilen sehr verschieden. „Du paßt ja nicht auf, Lieselotte, was habe ich soeben gesagt?" Lieselotte hatte wirklich nur halb hingehört, aber einen blassen Schimmer hatte sie doch. „Sie sagten, da Schweden so lang ist, so sind die Schweden an beiden Enden verschieden."

Ihr müßt nicht denken, daß man in der Schule nur immer ernsthaft lernt. Es gibt so viel zu lachen, wie die Großen kaum lachen, wenn sie im Theater oder Kino sitzen. In der untersten Klasse hat sich zum Beispiel eine Geschichte zugetragen, die wir alle sehr komisch fanden. Vielleicht findet Ihr sie auch komisch. Die Kinder hatten Anschauungsunterricht. An der Tafel hing ein Bild, das einen Herrn darstellte, der mit einer Dame Schlittschuh läuft. Die Lehrerin erklärt das Bild und stellt Fragen. Plötzlich meldet sich Aennchen Müller. „Fräulein, das sind Sie mit Ihrem Bräutigam!" — „Nein," sagt die Lehrerin, „das stimmt nicht, denn ich habe gar keinen Bräutigam!" Die ganze Klasse lacht. Ein kleines Mädel aber bleibt ganz ernst und sieht daher sehr nachdenklich aus. Endlich sagt sie versonnen: „Nicht wahr, Fräulein, das ist doch nicht zum Lachen? Denn das ist doch bloß schrecklich traurig!"

Neulich gab uns unsere Lehrerin ein Rätsel auf, d. h. eigentlich stammt es nicht von ihr, sondern von Homer. Homer antwortete darauf: „Die Griechen hatten 7 Küchen, in jeder Küche lagen 50 Braten und das Fleisch von jedem Braten sättigte 900 Personen." Man kann sich an diesem Rätsel ganz leicht die Zahl der Griechen merken, die Troja belagerten, nämlich 315 000, aber wie kann ein Mensch glauben, daß es damals so große Braten gegeben hat! Oder die Griechen müssen wie die Spatzen gegessen haben. Vielleicht stammt das „homerische Gelächter" von diesem Braten her!

Meine Freundin Ulla muß Lebertran nehmen, weil sie bleichsüchtig ist, aber sie tut es nicht gern, das heißt das Lebertrannehmen. Neulich war ein alter Onkel bei ihnen zu Besuch, der sich gern mit ihr anfreunden wollte. Als Ulla störrisch blieb, sagte er schließlich: „Ich schenke dir einen Groschen, wenn du mir einen Kuß gibst!" — „Danke schön," sagte Ulla, „ich kann mehr verdienen, wenn ich Lebertran nehme!"

Eine ganz reizende Geschichte aber hat mir neulich meine Tante Grete erzählt; sie ist ganz wirklich und wahrhaftig in ihrem Hause passiert. Ein kleines Mädelchen, ein einziges Kind, dem jeder Wunsch erfüllt wird, wünscht sich plötzlich ein Brüderchen, aber gleich für morgen. Morgen muß es ankommen, und laufen und sprechen muß es auch schon können, damit man doch mit ihm spielen kann. Der Fall ist schwierig, sagt Mutti. Aber die Mama des kleinen Mädelchens meinte, daß man dann eben an den Storch schreiben müsse, der werde sich ja vielleicht der Sache annehmen. Die kleine Eva schrieb eigenhändig ihren Brief an den Storch mit großen Druckbuchstaben, die sie soeben in der Schule gelernt hatte. Und dann wurde der Brief mit der Luftpost befördert. Die kleine Eva wurde zu Bett gebracht und ihre Angehörigen waren etwas in Sorge, was das verwöhnte kleine Ding sagen würde, wenn am andern Tage das bestellte Brüderchen nicht da war. Aber der gute Storch tat etwas sehr Vernünftiges: er brachte in der ein Stockwerk höher wohnenden Familie in dieser Nacht ein Brüderchen. Als Klein-Eva am andern Morgen die Augen aufmachte, war ihre erste Frage: „Wo ist das Brüderchen?" — „Denke dir," sagte die Mama, „der Storch hat sich geirrt und aus Versehen das Kind über uns bei Meyers abgegeben!" Eva war tief entrüstet, aber da sie eine tatkräftige kleine Person ist, beschloß sie zu handeln. Sie stieg, als sie angezogen war, nach dem oberen Stock hinauf und klingelte bei Meyers. „Ich wollte das Kind abholen, das hier heute nacht abgegeben ist, es ist unseres!" Meyers lachten über Klein-Eva und sagten ihr, sie könne das Kind nicht bekommen, denn sie hätten sich darüber sehr gefreut; außerdem hätten sie ja noch kein Kind gehabt, während Evas Mama immerhin schon Eva hätte. Es wurde ihr erlaubt, das Kind zu besehen, und sie war recht enttäuscht, daß es so klein und hilflos war. So hatte sie es sich nicht bestellt. Aber dennoch war ihr Groll noch nicht ganz verflogen, und als sie fortging, sagte sie sehr gekränkt und empört: „Mein Papa würde jedenfalls kein Kind behalten, das nicht für ihn bestimmt ist!" Sprachs und verschwand!

■ Aus aller Welt. ■

Das größte Rheumatismusbad der Welt. Das Tal der Zehntausend Dämpfe oder, wie es richtiger hieße, der Millionen Dämpfe ist nicht nur eins der größten Naturwunder auf unserm Planeten, sondern auch sein jüngstes. Erst 1912 entstanden durch den Ausbruch ungeheurer Vulkane in Südalaska diese Abertausende von Erdlöchern in einer Ausdehnung von 24 Kilometern. Ununterbrochen entsenden die Fumarolen seither ihre Gasen und glühenden Dämpfe zwischen Gletschern und Eisbergen. Robert F. Griggs hat dies grausig-schöne Tal als erster Mensch geschaut. In mehreren Expeditionen ist er dahin zurückgekehrt, mit einem Stabe ausgezeichneter Gelehrter, um all die Fragen und Rätsel, die das alsbald zum Naturschutzpark erklärte Gebiet aufgibt, zu klären und zu lösen. Erstaunlicherweise haben sich die Forscher dabei nur mehrfach die Finger, nie die Füße verbrannt. Wenn sie sich beständig bewegten, schützte sie die Ascheschicht vor der unterirdischen Glut, aber ein Rucksack, den sie einmal achtlos ablegten, versengte in wenigen Minuten. Die Dampfmassen, die dort dem Boden entquellen, durchfeuchteten sofort ihre Geräte und ihre Kleidung — dennoch bekam ihnen allen das dauernde Dampfbad vorzüglich. Nur wurden die meisten Teilnehmer von der Gewalt und Ausdehnung dieser Naturkräfte, der Oede und Gefährlichkeit so bedrückt, daß mancher kaum zur Arbeit fähig war. Lediglich ihr eisernes Pflichtgefühl hielt sie fest, selbst als die Stürme hereinbrachen. Packend schildert Griggs in seinem kürzlich bei Brockhaus erschienenen, mit zahlreichen charakteristischen Abbildungen versehenen Werk „Das Tal der Zehntausend Dämpfe", wie ein Orkan ihnen ein Zelt nach dem andern zerstört. Scharfer Bimsstein peitscht ihre Haut, nur mit äußerster Kraftanstrengung halten sie sich am Boden; denn da gab es Windstöße, die einen Mann, der sich auf einen 50 Pfund schweren und noch mit Steinen belasteten Koffer gesetzt hatte, samt seinem Sitz in die Höhe hoben. Als endlich nach dieser Nacht des Grauens die Sonne aufging, wagten die sechs Männer den Weg ins Tal zur nächsten Station. Der Sturm trug sie fast bergab, mit knapper Not an den Dampflöchern vorbei über Gießbäche, bis sie die 16 Kilometer in anderthalb Stunden hinuntergeglitten waren. Dennoch ist der Entdecker fest überzeugt, daß dies Tal der Zehntausend Dämpfe, durch Autostraßen bequem zugänglich gemacht, in Zukunft eins der größten Heilbäder für die leidende Menschheit werden kann. Da, wo heute der Sturm die Glieder fast zerreißt, soll einmal alles Gliederreißen kuriert werden. So würde sich der alte Spruch bestätigen: „Dieses der Natur beliebt, daß sie raubt und wiedergibt."

Das neue Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Das neue Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik hat als stolzen Forschungsgegenstand den Menschen selbst. Ein derartiges Institut zur Erforschung der Verschiedenheit des Menschengeschlechts in sich, in Vergangenheit und Gegenwart, eine Stätte, wo die natürlichen Bedingungen für Gedeih und Verderb der menschlichen Art erforscht werden, wo die Frage nach den menschlichen Rassen und Rassenunterschieden rein wissenschaftlich, ohne Rücksicht auf politische und andere Strömungen erforscht werden soll, und wo endlich, das ist die Bedeutung des Begriffs „Eugenik", die Erhaltung guter und tüchtiger Erblinien im deutschen Volke, die Frage des Aussterbens von Familien der Begabten und ähnliche Dinge bearbeitet werden sollen, hat es bis jetzt nicht gegeben. Nur Schweden besitzt, wie die „Med. Welt" mitteilt, in Upsala ein ähnliches, allerdings kleines Institut, das der Leitung des bekannten Erblichkeitsforschers Prof. Lundborg untersteht.

■ Fröhliche Ecke. ■

„Höre sehr gut . . ." „. . . brauchen gar nicht so zu schreien!" war unseres, von uns Leutnants damals ganz besonders geliebten Oberstleutnants ständige Redeweise. Und dabei war „der Kerl" taub wie eine Nuß. „Sagen Sie doch wenigstens Herr Kerl", war die wundervolle Zurechtweisung, als ein Leutnant einmal etwas leise über ihn flüsterte. Denn was er nicht hören konnte, das dachte er sich. Unser guter Oberstleutnant ritt eines Tages im Frühling mit seinem Adjutanten ins Gelände. Ganz in der Nähe einer Bahnstrecke führte der Weg entlang. Da kam ein Zug. — „Tüüü . . . üüü," heulte er vorbei. — Der Oberstleutnant schaute hoch, lauschte einen Augenblick, klopfte dann die flache Hand auf Hosentasche und Portemonnaie und sagte glückstrahlend: „In diesem Jahre der erste Kuckuck!"

Das mißverstandene Rendezvous. Er war ein sehr geduldiger und langmütiger junger Mann. Doch als sie, die Geliebte, endlich an der Ecke ankam, wo er sich mit ihr verabredet hatte, da äußerte er doch den milden Vorwurf: „Mein Liebling, du kommt aber recht spät." — „Nur um wenige Minuten," protestierte sie in beleidigtem Tone. „Ich sagte, ich würde um 7 Uhr hier sein und jetzt ist es erst 20 Minuten nach 7 Uhr." — „Oh," seufzte der junge Mann, „dann mußt du dich im Tag geirrt haben, denn ich warte hier schon seit gestern abend."

Vorgebeugt! „Sie haben ja in der Küche einen Punktroller hängen!" — „Der ist für die Köchin. Sonst nimmt sie das Nudelholz."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań